Wolf Böwig: Foto und Collage | Christoph Ermisch: Layout | Habbo Knoch: Text | Pedro Rosa Mendes: Text

Wahrhaftig sein, Auge in Auge

1.

Es regnete den ganzen Tag. Nichts war zu hören außer einer Frau, die weinte, betete oder »Nein, nicht!« flehte im Haus neben unserem heruntergekommenen Hotel, dem Dokone, das einst Florida geheißen hatte, bevor der Krieg die alten Viertel von Mamba Point in Monrovia verwüstete.

Aus einem meiner Tagebücher:
»12. November 2003.
Kein Licht. Wolf liegt auf dem Bett. Er denkt nach. Die Frau weint nicht mehr, seit ich “Hör auf!” in die Dunkelheit und den Regen gerufen habe – an den Mann gerichtet, der seine Frau mit einem Gürtel oder einer Peitsche schlug. Wolf setzt sich auf.
Er beginnt, sich zu erinnern:

“Die Nordallianz startete eine Offensive gegen ein unter der Kontrolle von Taliban stehendes Gebiet, die aber nicht mit deren Regime verbunden waren. Es kam zu einer absonderlichen militärischen Allianz zwischen damaligen Feinden. General Dostums Streitkräfte stürmten die Region, darunter auch das Dorf, aus dem mein Dolmetscher kam. Alles wurde zerstört.
Als wir das Dorf erreichten, sah mein Dolmetscher nach seinem Haus. Dostums Leute hatten seine gesamte Familie getötet. Mein Dolmetscher hatte sechs Kinder. Von einem neugeborenen bis hin zu erwachsenen, wie Orgelpfeifen. Als wir ins Dorf kamen, konnte man immer noch erkennen, wo Dostums Leute die Köpfe der Kinder zerschmettert hatten. Ein Fleck… Es sah so aus, als hätten sie die Opfer an den Fußgelenken gepackt oder so ähnlich, denn an den Beinen der Säuglinge waren immer noch die bläulichen Abdrücke von Händen zu sehen. Die Köpfe… Einfach so. Junge Schädel sind weich. Ich ging in eines der Häuser, und da lag die Leiche eines Mädchens. Ich konnte nicht genau erkennen, was mit ihr geschehen war, denn ihr Kleid war hochgezogen und bedeckte ihren Kopf. Ich meine die Stelle, wo ihr Kopf sein musste. Mein Dolmetscher schrie auf. Er schrie und schrie und schrie. Ich ging hinaus und hob die Hände: Wie? Wie? … Es war Winter. Der Winter 2001. Alles war gefroren. Ich versuchte, ein Grab für die Kinder des Dolmetschers auszuheben. Es gelang mir nicht. Alles war gefroren.
Drei Tage lang blieb ich mit ihm dort.”«

2.

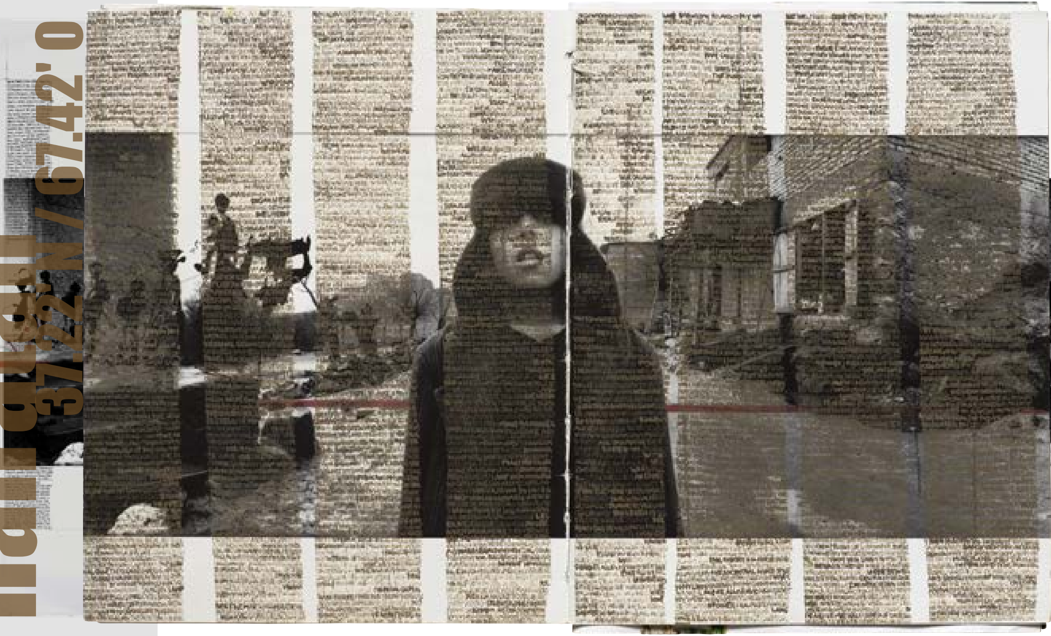
Am 23. Juli 1939 schrieb Gandhi einen Brief an einen Mann, der »unter allen Menschen allein in der Lage« sei, »einen Krieg zu verhindern, der die Menschheit in den Zustand der Barbarei zurückwerfen würde«. Dieser Mann war Adolf Hitler. »Wollen Sie nicht auf einen Menschen hören, der nicht ohne beachtlichen Erfolg die Methode des Krieges immer abgelehnt hat?« Welche Antwort Gandhi auch erhalten haben mag, wenn denn überhaupt eine, die Geschichte zeigt in eindrucksvoller Weise, was für Gandhi zur Ursache für größten Schmerz und fast schon einen psychischen Zusammenbruch wurde: die Erfahrung seiner eigenen Ohnmacht angesichts der Massenschlächterei. (Einige Monate später schrieb er einen zweiten Brief an Hitler.) Rabindranath Tagore, mit dem Gandhi eine tiefe wechselseitige Bewunderung und Zuneigung teilte, erkannte in dessen gewaltlosem Widerstand eine »wilde Freude an der Vernichtung«.

Gandhi hatte keine Angst vor dem Tod und bewahrte sich diese geistige Verachtung bis in seine allerletzten Augenblicke, als ein schicksalhaftes gewaltsames Ende seines Lebens immer wahrscheinlicher wurde in den Wochen vor seiner Ermordung durch einen Hindu-Extremisten am 30. Januar 1948. Der Ausbruch religiös und ethnisch begründeter Gewalt im Zusammenhang mit der Unabhängigkeit und Teilung Indiens verstärkte noch Gandhis Melancholie in den letzten Monaten seines Lebens. Die Große Seele wanderte durch die Dörfer Bengalens und Bihars, seine blutenden Füße liefen über schmale, mit dem Blut von Hindus und Muslimen getränkte Pfade, und seine demonstrative Gewaltlosigkeit stieß auf wachsende Feindseligkeit.

Einmal spuckte ihm ein Muslim ins Gesicht. Gandhi ging weiter. Jeden Morgen brach er erneut auf, wanderte von Dorf zu Dorf, und oft sang er dabei Tagores unheimliches Lied:
Geh allein!
Wenn sie auf deinen Ruf nicht antworten, geh allein!
Wenn sie Angst haben und sich stumm zur Wand drehen,
O du Unglücklicher,
Öffne deinen Geist und sprich allein!

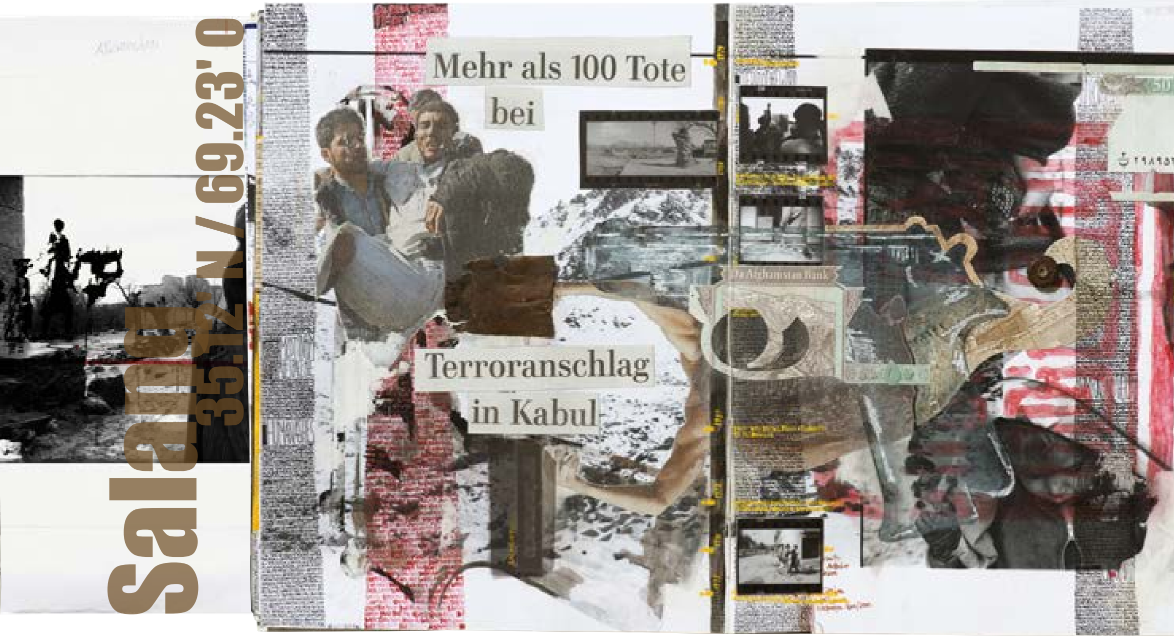
Hairatan

37.22'N / 67.42'0



Salang

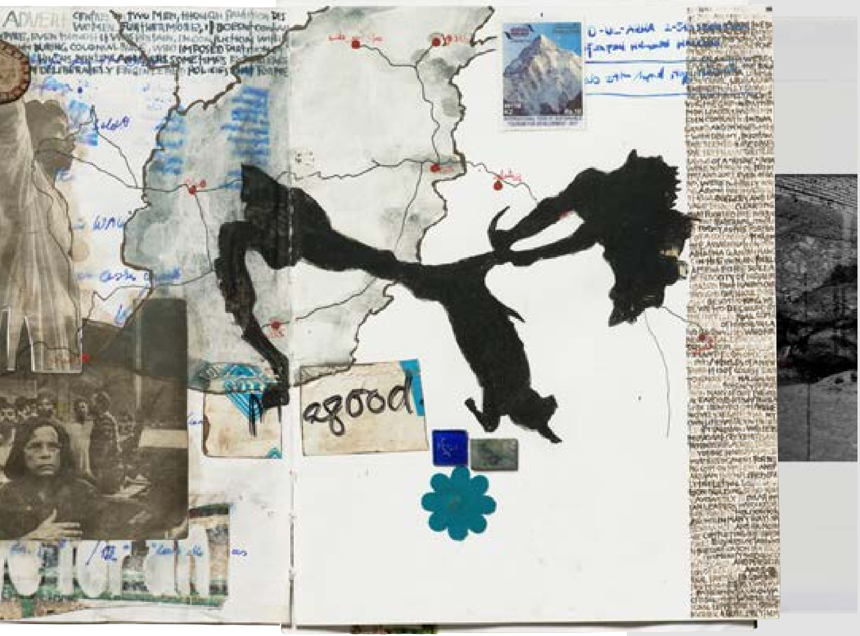
35,12' N / 69,23' O



Peshawar

34.00' N / 71.37' O

Ausgespielt: Die Menschen im Schatten des legendären Chaiber-Passes leben seit jeher vom Handel. Statt tiefblauem Lapislazuli und edlen Persianern gibt es heute Handgranaten für ein paar Dollar und Drogen im Kilopack. Der Staat ist so weit weg wie der Gipfel des K2. Denn hier, am östlichen Rand ihrer autonomen Stammesgebiete, herrschen die Paschtunen. Für sie ist die Grenze zwischen Pakistan und Afghanistan die poröse Fiktion eines Staates, den sie nicht anerkennen. Sie haben das „Great Game“ zwischen England und Russland um diese strategisch wichtige Region im 19. Jahrhundert gewonnen. Seit 1979 wiederholt es sich: Peshawar hat sich explosionsartig ins brandgefährliche Epizentrum islamistischen Terrors verwandelt. Schon 2001 fiel ihm der „Löwe vom Pandjshir“ im Widerstand gegen die Taliban zum Opfer, Ahmad Schah Massoud, die Hoffnung der muslimischen Demokraten. Wie eine Metapher auf diese Gewalt lieben die Menschen in Peshawar das traditionelle Buzkashi. Als gäbe es kein Morgen wird vom Pferd aus um einen toten Ziegenkörper gerungen. Die Reiter sind Abhängige: Reiche Clans verbinden Bestechung, Glückspiel und Geldwäsche mit dem Kampf um Ehre und Macht. Ein paar Schritte, wenige Momente weiter wird aus dem gespielten Krieg – blutiger Ernst.



3.

Als Wolf und ich gemeinsam unterwegs waren, um das von Charles Taylor in Westafrika verursachte Leid zu dokumentieren, bemühten wir uns, stets Journalisten zu bleiben. Ich glaubte damals wie auch noch viele Jahre lang, mit Objektivität, Neutralität und persönlicher Distanz könne man dem menschlichen Leid am ehesten gerecht werden und es für andere moralisch greifbar machen.

Ich denke, Wolf wusste sehr genau um die Grenzen der Objektivität und die Radikalität, mit der man sich einsetzen muss, um den eigenen Intentionen gerecht zu werden – der eigenen Arbeit in der Weise treu zu bleiben, dass sie eins wird mit dem eigenen Lebensentwurf und nicht in Widerspruch dazu gerät. Ich dachte an Wolf und seine Arbeit, als ich eine Passage in Pankaj Mishras An End to Suffering las, in der er darlegt, wie Nietzsche und der Buddha gleichermaßen versuchten, die natürliche Würde des Menschen ohne Rückgriff auf Metaphysik, Theologie, Vernunft oder politischen Idealismus zu bekräftigen.

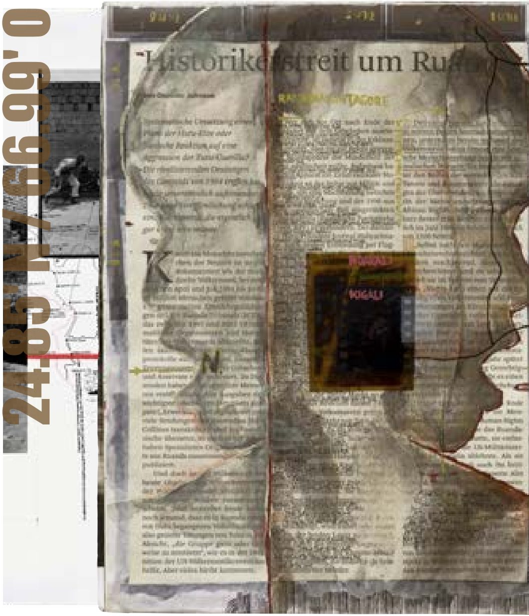
In seinem Antichrist schreibt Nietzsche über den Buddha:
»Die geistige Ermüdung, die er vorfindet und die sich in einer allzugroßen “Objektivität” (das heißt Schwächung des Individual-Interesses, Verlust an Schwergewicht, an “Egoismus”) ausdrückt, bekämpft er mit einer strengen Zurückführung auch der geistigsten Interessen auf die Person. In der Lehre Buddhas wird der Egoismus Pflicht: das “eins ist not”, das “wie kommst du vom Leiden los” reguliert und begrenzt die ganze geistige Diät.«

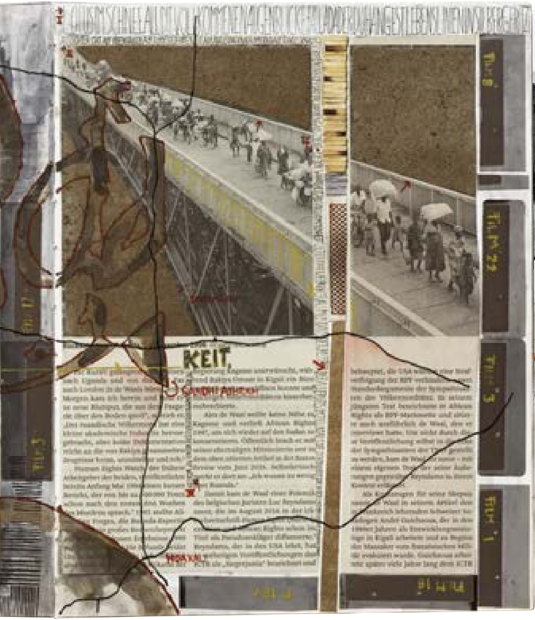
Obwohl ich nie sonderlich viel mit ihm darüber gesprochen habe, bin ich mir doch sicher: Wolfs Einzigartigkeit beruht auf der Tatsache, dass sein Fotojournalismus eine radikale Form der Selbstüberwindung darstellt. Er widersteht dem Nihilismus, obwohl er ständig in engste Berührung mit den verschiedensten Formen menschlicher Bestialität kommt. Er hat etwas von Nietzsches Übermenschen, von »dieser Macht über sich selbst und das Geschick«, die sich »bei ihm bis in seine unterste Tiefe hinabgesenk und zum Instinkt geworden« ist (Zur Genealogie der Moral, II.2).

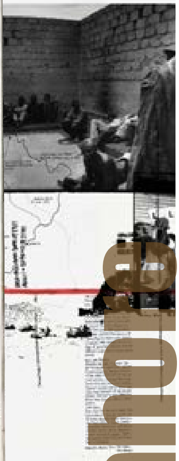
Karachi

24.85'N/66.99'O

Unübersehbar: Mit ihren Reflektoren in leuchtendem Gelb und Orange und dem roten Schriftzug EDHI trotzen die Ambulanzwagen dem überbordenden Verkehr in Pakistans größter Stadt. Als der viel geehrte Philanthrop Abdul Sattar Edhi 1957 die ersten Vans fahren ließ, stand Karachi schon zehn Jahre lang ganz im Zeichen des Zustroms muslimischer Flüchtlinge aus Indien. Er war einer von ihnen. Die Provinzstadt wurde in den Jahren danach immer mehr zur Metropole der Heimatlosen – aus dem Punjab kamen sie, aus Bengalen nach der Abtrennung von Bangladesch, aus Myanmar verfolgte Rohingya. Boom, Krise und Putsch machten Karachi zur gefährlichsten Stadt der Welt. Anfang der 1990er Jahre waren alle Ambulanzen dauernd im Einsatz. Edhi war dem nah und fern zugleich. Den Wahnsinn der Gewalt in seiner Stadt wie auch den in Papua-Neuguinea oder am Horn von Afrika konnte er „gleichzeitig durch die Schleier von zweierlei Sitten“ (Thomas E. Lawrence) betrachten. Wer wird die Geschichten so bewahren wie Edhi, der 2016 starb? Wer wird sie noch kennen, wenn sich die Täter aus der Verantwortung stehlen? „Shaking and shaking his head in irritation“ (Rabindranath Tagore) sieht Edhi uns dabei zu wie jeder Zeuge, der auf Gerechtigkeit hofft.



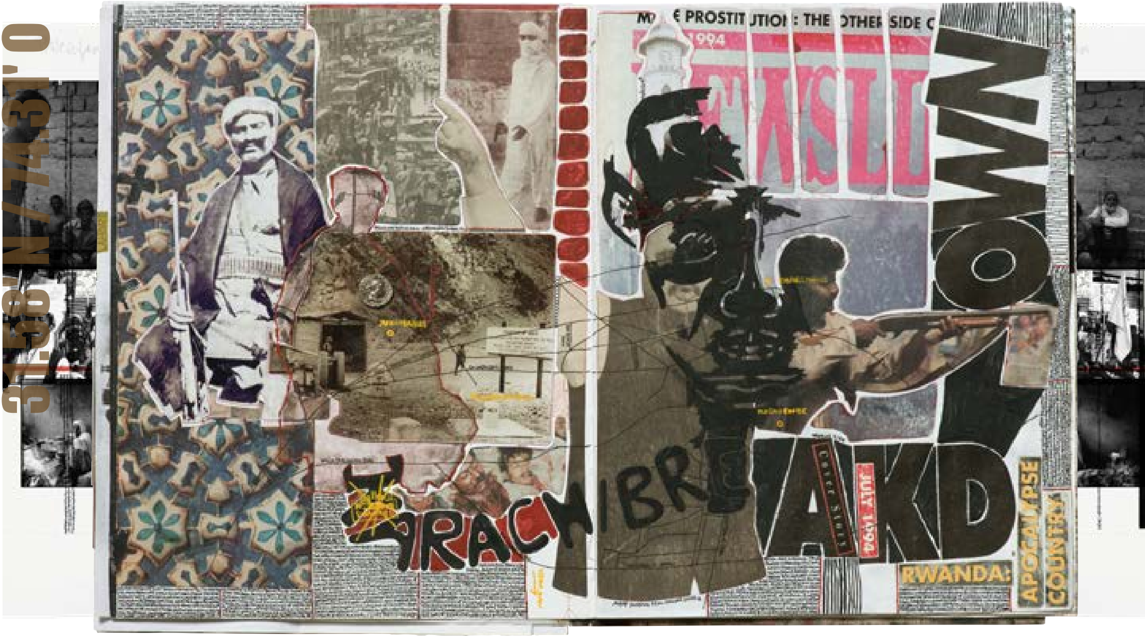




Lahore

Suchend: Die Engländer mieden die verwinkelten Straßen dieser geschichtsträchtigen Stadt. Aus Angst, sich anzustecken, bauten sie ihre eigene außerhalb der alten Mauern mitsamt einem Museum für die antike buddhistische Kultur. In diesem „Wunderhaus“ erscheint auch heute die Welt weit weg. Doch wer durch Saddar geht, die Altstadt, spürt wie Rudyard Kiplings Romanfigur Kim am Ende des 19. Jahrhunderts die tragische Schönheit einer Stadt zwischen reicher Spiritualität und harter Politik. Kim musste sich entscheiden: Folge ich dem weisen Lama oder dem Reiz der Spionage? Kein Wunder, dass in Lahore gleich beide Nationalbewegungen ihren Anspruch auf einen Staat erhoben, 1929 die indische, elf Jahre später die pakistanische. Mit der Teilung wurde Lahore zum Schlachtfeld und „ethnisch gesäubert“. Eine Apokalypse, wie sie sich ähnlich an vielen anderen Orten wiederholen sollte: Timor Leste, Ruanda, Sierra Leone, der Balkan. In Lahore blickt in die Niemandsländer unserer westlichen Seele, wer hinschaut - es zerreißt, verwirrt und läßt einen nicht mehr los. Nur weg, denn nichts hier gibt Antwort, erst recht nicht die Sehnsucht nach den Verlorenen.

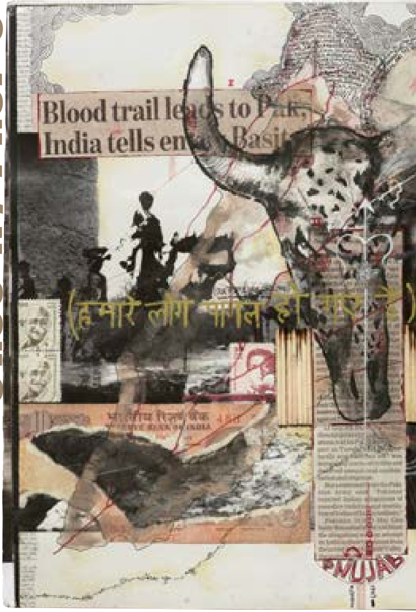
31.58' N / 74.31' O

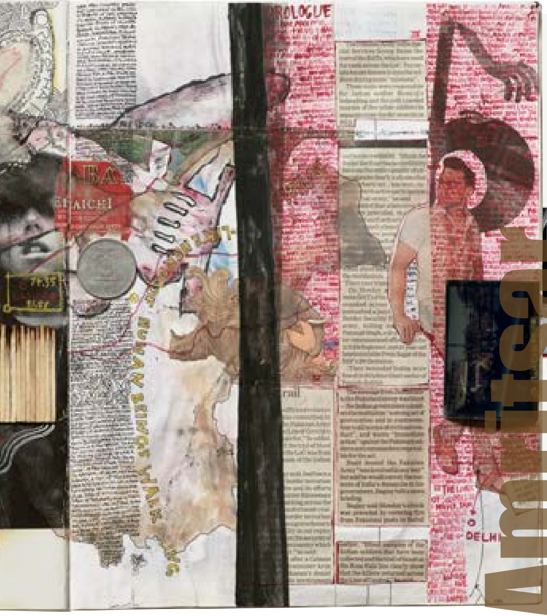


Wagah

31,60' N / 74,57' O

Verrückt: Ein Tagesmarsch führt von Amritsar nach Pakistan. Wie mit dem Skalpell gezogen teilt die Radcliff-Linie seit 1947 den Punjab, von dessen Wasser beide Seiten leben müssen. Auf dem Weg versperren immer wieder militärische Anlagen den Blick. Die Füße spüren den Boden voller Gebeine von Hindus und Muslimen, den Opfern jener tragischen, außer Kontrolle geratenen Flucht von Millionen. Pakistans neuer Premier fand damals: „Our people have gone mad.“ Wer den Grenzübergang Wagah erreichte, konnte immerhin hoffen, überlebt zu haben. Nur war die alte Heimat von hier aus genau so weit entfernt wie die neue. Für den irren Bishan in Mantos Erzählung „Toba Tek Singh“ gibt es deshalb nur noch einen letzten, wahren Ort: das Niemandsland. Heute erhebt sich hier ein zweigeteiltes Stadion, mit weit in den Himmel ragenden Masten, Tribünen wie im alten Rom und frenetischen Zuschauern im Takt der Animateure. Zur Grenzschließung werden abends die Fahnen beider Staaten millimetergleich abgesenkt. Beim kuriosen Schauspiel der Wächter verschwimmt, was Krieg, was Frieden ist. Für das Selfie aber wird viel gelacht.

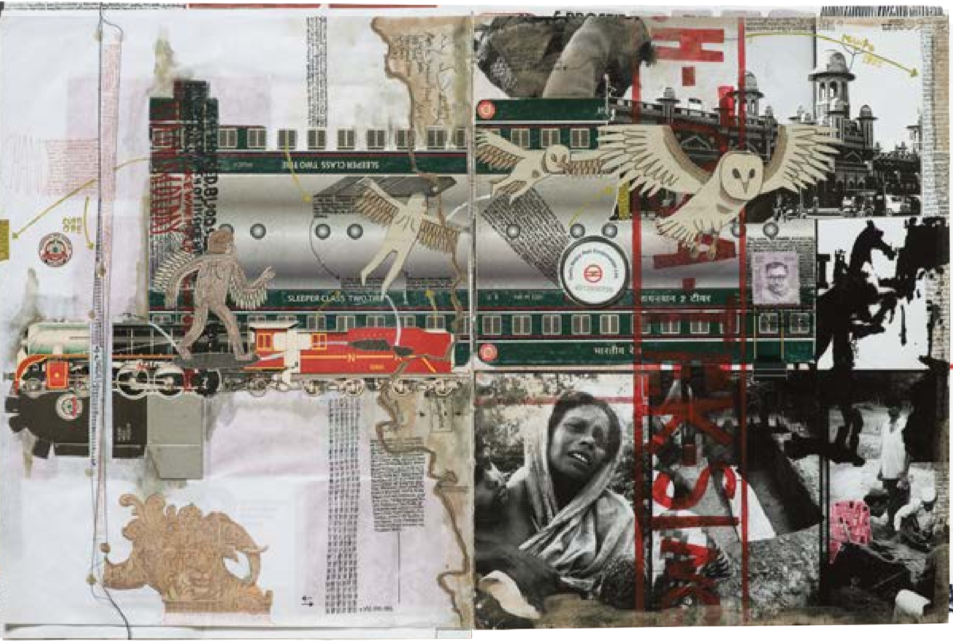

Blood trail leads to Pak,
India tells en Basit
(हमारे लोग पागल हो गए हैं)
PUNJAB



Amritsar

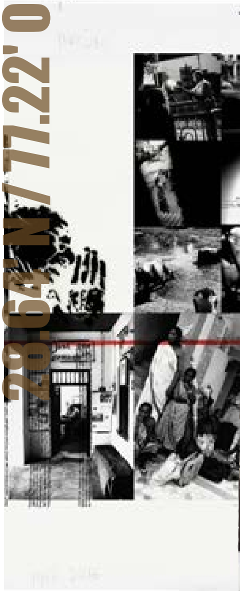
31.62' N / 74.87' O

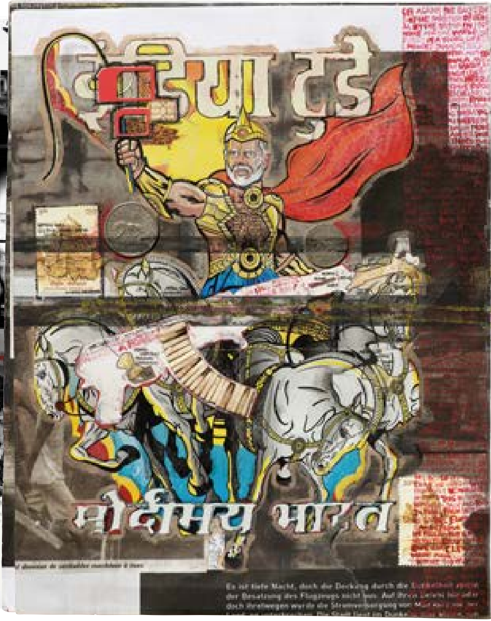
Gefangen: Amritsar, die erste Stadt im heutigen Indien entlang der Grand Trunk Road, wenige Kilometer vom pakistanischen Lahore entfernt. Sie erstrahlt im Glanz des Goldenen Tempels, dem heiligsten Ort der Sikh. Bilder erzählen hier ihre Geschichte als leidvolles Martyrium, bekämpft von Hindus und Muslimen, Briten und indischem Staat. Ausweglos zu Hunderten gelyncht beim Massaker von 1919, zu Tausenden erschossen beim Kampf um den Tempel 1984. Doch so einfach ist es nicht. Die wehrhaften Sikhs dienten den Briten als kampfbereite Soldaten. Sie mordeten in den Waggons, die Muslime vor siebzig Jahren aus Indien nach Pakistan brachten. Wer auf den Dächern sitzen musste, konnte den Seilen nicht entkommen, die an der Grenze gespannt waren. „Dawn of Freedom", gefangen in Gewalt und Rache. Ein verstaubter Pappzug wird zum ungewollten Symbol für den mit Blut getränkten Weg. Doch vom Mord an Indira Gandhi bis zu Manmohan Singh als erstem Sikh an der Spitze Indiens begleitet ihn auch ein Hoffnungsschein.



Gestaut: Der Connaught Place im Zentrum von Neu-Delhi – kreisrund, ein Strahlenkranz wichtiger Verbindungsstraßen, in mehreren Ringen üppig umbaut. Die einhundert Jahre alte Oase der Moderne steht für einen kolonialen Traum: Indien als Planstadt. Doch er zerschellte am gewieften Eigensinn von Freiheitskämpfern wie Gandhi oder Talwar, dem Meisterspion. Als „Silver“ pendelte er gewandt zwischen Afghanistan und Indien, schickte aus dem Königspalast falsche Nachrichten an die Nazis und hielt fünf Großmächte auf Trab. Ein Muster fürs Ganze: Der Subkontinent lernte Demokratie, eine mit starken Führern und flexiblen Regeln. Neuerdings hat ein nationalistischer Hinduismus die Hauptstadt übernommen – mit Modi als Superheld. 2002 ließ er den antimuslimischen Pogrom im Gujarat geschehen. Mit seinen Triumphen werden die Feindlinien neu gezogen. Nun begeht „Verrat“, wer Rindfleisch isst, muslimisch glaubt oder beides tut. Wird Religion derart politisch, gerät die Toleranz schnell ins Gedränge der Gewalt und vermag keine Kreise mehr zu ziehen.

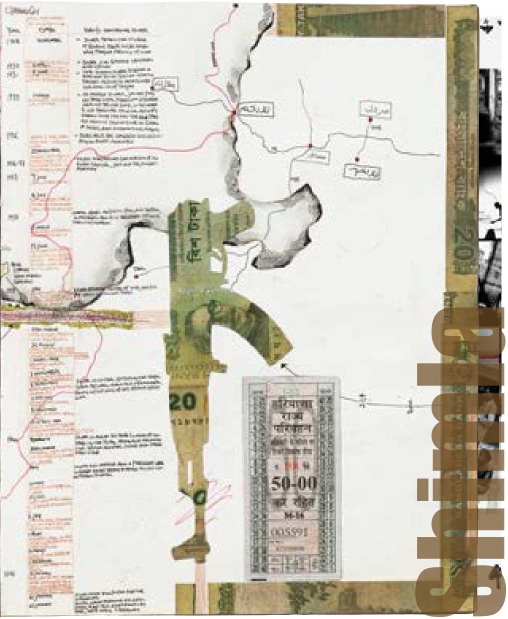
28.64' N / 77.22' O



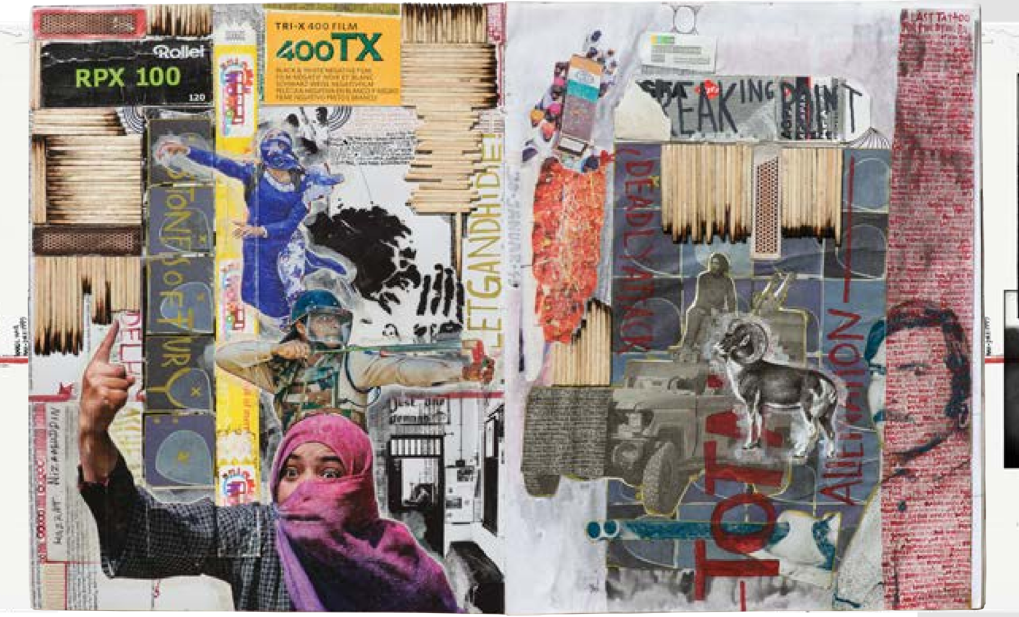


Shimla

31°10'N/77°10'O



Geteilt: Stundenlang hat sich der überfüllte Zug im nordindischen Himalaya auf mehr als zweitausend Meter gequält. Nach Hunderten von Kurven, Brücken und Tunneln ist die frühere Sommerresidenz der britischen Krone erreicht. Inzwischen starten in Shimla sichere Rundreisen. Doch die Ruhe trügt. Wie Rom auf sieben Hügeln gebaut, hat auch diese Stadt so viele Verhandlungen wie Enttäuschte gesehen. Drei Abkommen schnitten im 20. Jahrhundert mit ihren „lines of control“ die stolzen Regionen Kaschmir und Tibet zurecht. Sie rissen Wunden in Staaten wie die häufigen Blitze in den bedrohlich dunklen Berghimmel. Drei Kriege brachten keinen Frieden. Indien und Pakistan legen ihre Lunten weiterhin unnachgiebig an das „Pulverfass“ Kaschmir. Dort zündeln lange geduldete Autonomie, willkürliche Teilungen, staatliche Unterdrückung und religiöse Konflikte. Auch nach mehr als 40.000 Toten allein in den letzten dreißig Jahren fliegen in der Hauptstadt Srinagar weiterhin „Stones of Fury“, wie das Magazin „Frontline“ titelt. Und nicht nur Steine.



4.

T. E. Lawrence, den wir beide sehr schätzen, spürte die Gefahr des Irrsinns, wenn auch vielleicht in Gestalt von Weisheit und Andersartigkeit, wie er »einem Menschen drohte, der die Dinge durch den Schleier zweier verschiedener Sitten und Gebräuche, zweier Kulturen, zweier Umwelten zu sehen vermöchte« (Die sieben Säulen der Weisheit). Grenzen jeglicher Art, von geistigen über politische bis hin zu kulturellen, sind von zentraler Bedeutung für Wolfs Darstellung der uns allen gemeinsamen menschlichen Natur. Es ist dieser eingefleischte Irrsinn, den er brutal offenlegt, mit Schichten historischer, politischer, emotionaler und sprachlicher Komplexität.

In Wolfs gesamtem umfangreichen Werk zeigt sich die menschliche Realität in Gestalt einer Offenbarung und nur sehr selten einer Entblößung, wobei jeder fotografische Augenblick eine Fülle von Bezügen einfängt, die ein Gefühl individueller, kollektiver und sozialer Identität definieren – Identität als jene höchste Form des Irrsinns hinsichtlich des eigenen Ich.

Vertreibung, Deportation, Exil, Ausschluss, Aussonderung, Chaos und – leider Gottes! – Völkermord (eine dystopische Form negativer Identitätsbildung) finden sich in Wolfs Darstellung gegenwärtiger und vergangener menschlichen Tragödien in Hülle und Fülle. Auch er ist nicht immun gegen die unvorhersagbaren Wege, auf denen das kollektive Gedächtnis – wie so oft in unserer gemeinsamen journalistischen Arbeit – den Nerv individueller Zugehörigkeitsnarrative zu treffen vermag. Ich erinnere mich immer noch lebhaft an den Augenblick, als Wolf und ich uns im November 2003 auf den Weg von Monrovia den St. Johns River hinauf nach Gbarnga machten, als beiderseits des Flusses noch Kämpfe wüteten. Die UN-Friedenstruppen kontrollierten nur einen 50km breiten Streifen um die Hauptstadt. Wie der größte Teil der Infrastruktur im Osten und Norden des Landes war auch Gbarnga während des Bürgerkriegs vollständig zerstört worden. Als wir dort eintrafen, sammelten die Leute in den Ruinen Trümmer, die sie je nach Art auf kleine Haufen verteilten: Fensterrahmen hier, wiederverwendbare Ziegel dort, Türen an einer anderen Stelle, Schlösser und sonstigen Metallschrott auf wieder einen anderen Haufen. Ich spürte, dass in Wolf etwas still zusammenbrach, wie Häuser gelegentlich innen zusammenstürzen, auch wenn die Außenmauern stehenbleiben.

Das haben wir nach dem Krieg gemacht.
In Deutschland, meinte er.
Es gab auch einen Haufen mit Büchern. Ein Exemplar einer englischen Übersetzung von Dostojewskis Idiot hatte die Bombardierung einer Grundschule überlebt.
In Liberia, meine ich.
Ich nahm es an mich, aus Gründen geistiger Gesundheit.

5.

Einige Monate zuvor hatten wir die Wahrheits- und Versöhnungskommission Sierra Leones zu Anhörungen in der Provinz begleitet, auch in einige der Distrikte, in denen die Revolutionary United Front (RUF) das Sagen hatte. Von dort wollten wir nach Liberia weiterreisen, um unsere Berichterstattung fortzusetzen.

Am Abend vor unserer geplanten Abreise saßen wir mit dem Vorsitzenden der Kommission, Bischof Humper, zusammen und hörten ihm zu, während er von seinen Erinnerungen an die vielen intensiven Augenblicke erzählte, die er bei Begegnungen mit Opfern und Tätern erlebt hatte. Der Geistliche sagte uns, ganz besonders betroffen habe ihn die Geschichte eines Jungen namens Morie aus dem Distrikt Pujehun im entlegenen Südwesten des Landes gemacht. Der 1992 oder 1993 geborene Junge war vier oder fünf Jahre alt, als sein Dorf, Bendu Malen, von RUF-Rebellen angegriffen wurde – als Vergeltung für einen früheren Angriff einer Gruppe von Kamajohs, die den Civil Defense Forces angehörten. Die RUF umstellte das Dorf, stürmte es und tötete alle Einwohner (nach offiziellen Schätzungen der Wahrheitskommission bis zu 1.200 Menschen). Nur einen verschonten sie: Morie. Aber man verschonte ihn aus purer Grausamkeit. Die Rebellen ließen ihn nach seinem Vater suchen, setzten ihn, als er ihn gefunden hatte, auf dessen Leichnam und erklärten ihn zum »Fürsten der Toten«.

Ohne große Diskussionen beschlossen wir, den für den nächsten Tag vorgesehenen Flug nach Monrovia fallenzulassen und stattdessen über einen von Humper vermittelten Kontakt zu einem Priester in einer entlegenen Missionsstation nach Morie zu suchen. Ein Hubschrauber der UN-Mission ließ uns einige Tage später buchstäblich auf einer Lichtung des dichten Pujehun-Waldes allein. Wir waren kaum angelangt, da erfuhren wir, dass die Schlussoffensive der Liberians United for Reconciliation and Democracy (LURD) auf Monrovia begonnen hatte.

Ich war frustriert, Wolf war wütend. Wir hatten gerade die Chance verpasst, journalistisch gesprochen, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein.
Jedenfalls schien es so. Dank der Unterstützung durch Pater John Garrick, einen katholischen Priester, der die Schrecken des Bürgerkriegs in Pujehun miterlebt hatte, gelang es uns schließlich, Morie zu finden. Wir besuchten Bendu Malen und sammelten weitere Bruchstücke von Mories Geschichte.

Morie ist von Bedeutung für Wolfs Laufbahn in den letzten fünfzehn Jahren, und für mich ist er ein unverwüstlicher Faden, der sich durch meine eigene Arbeit der Dokumentierung von Gewalt zieht wie auch durch meine Suche nach der richtigen Sprache, um sie zu erfassen – für andere und für mich selbst.

Ich habe Morie nie wiedergesehen. Wolf dagegen schon; er besuchte ihn in den Jahren danach zwei Mal. Das ist eines seiner Themen: Wolf dokumentierte das Heranwachsen eines Menschen, der mit der höchsten Weisheit der absoluten Auslöschung all dessen groß wurde, was die Welt eines Fünfjährigen ausmachte. Oder des Bildes, das wir uns aufgrund der spärlichen Erinnerungen des Jungen davon machen können.

Mitten zwischen den Menschen, den Hühnern, den Hunden, den Ziegen – alle getötet…

Unter den aus der Zeit Ashokas und ursprünglich wahrscheinlich aus Kandahar (Zor Shar in Paschtu, Shar-i-Kona in Farsi) stammenden Inschriften findet sich auch ein rechteckiger Kalksteinblock mit 22 Zeilen einer unvollständigen griechischen Inschrift, die folgendermaßen beginnt: »…Frömmigkeit und Selbstbeherrschung in allen Schulen des Denkens; und wer Herr seiner Zunge ist, der ist auch Herr seiner selbst« (nach Louis Duprees Afghanistan).

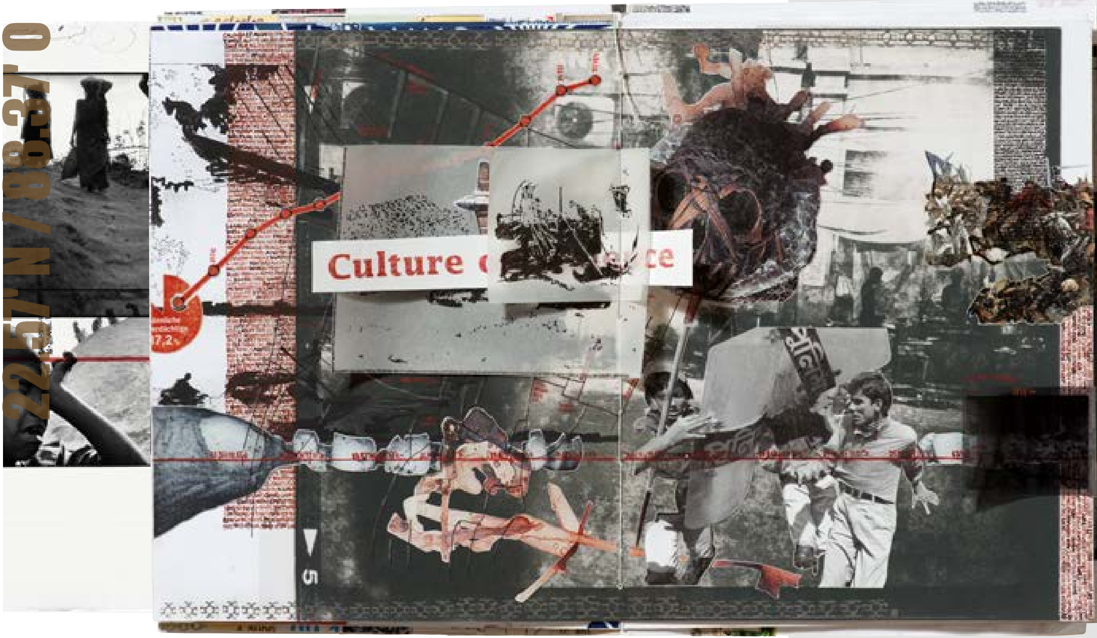
Wie viele Alexandrias fließen im Blut jedes neuen Massakers die Durand-Linie hinab? Das frage ich mich, wenn ich mir Wolfs bedeutsames Portfolio zu Afghanistan, Pakistan und Indien anschaue. Keinerlei Abschweifung, nur Kontinuität, durch Wolfs Linse gesehen.

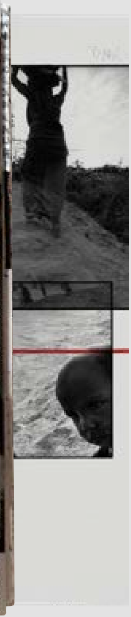
Zum Beispiel: Wenn ich daran denke, wie wir Morie befragten, sehe ich Gandhi an einem seiner Schweigetage, den Montagen, schweigend eine Erklärung vor den zahlreichen Reportern abgeben, die zu seinen Füßen sitzen und sorgfältig die unausgesprochene Beredsamkeit der Gewaltlosigkeit aufzeichnen.

Kalkutta

Überfordert: Wer nicht fliegt, braucht für die zweihundertfünfzig Kilometer von Dhaka nach Kalkutta (Kolkata) gut einen Tag. Hier waren 1947 und 1971, als Indien und Bangladesh entstanden, Millionen auf der Flucht, zumeist Hindus. Bengalens Schmelztiegel Kalkutta litt als „sterbende Stadt“ und die Welt mit Mutter Theresa. Wie Blut hingegen schimmert ein anderes Wahrzeichen: das von Kolonialbauten gesäumte Bassin Lal Dighi. An dessen Rand bündelt eine sauber abgetrennte Hand wie zufällig die immer wieder aufbrechende Gewalt. Als spätes Erbe der britischen Herrschaft spukt auf den Straßen von Kalkutta ein besonderer Geist der politischen Revolte. Genau wie im von Armut gezeichneten Narkeldanga Distrikt, wo schon damals Zehntausende sehnsüchtig auf die Verkündung der neuen Freiheit warteten. Doch befreit sind hier nur die wenigsten – wie so viele Gestrandete und Heimatlose in einer Stadt, die seit langem auf ihren Aufbruch zu warten scheint.

22°57' N / 88°37' O





6.

Ich bewahre meine Taylorland-Notizbücher auf einer hölzernen Arche auf, einer handwerklich kunstvollen Schnitzarbeit aus Guinea-Bissau.

Mein Vater gab diese Arche noch vor meiner Geburt bei einem Zimmermann im Süden Guinea-Bissaus in Auftrag – Mitte der 1960er Jahre, einer sehr schwierigen Zeit, als er wie viele junge Männer seiner Generation in Portugal gezwungen wurde, für das Regime gegen die Freiheitskämpfer der Partido Africano para a Independência da Guiné e Cabo Verde (PAIGC) zu kämpfen.

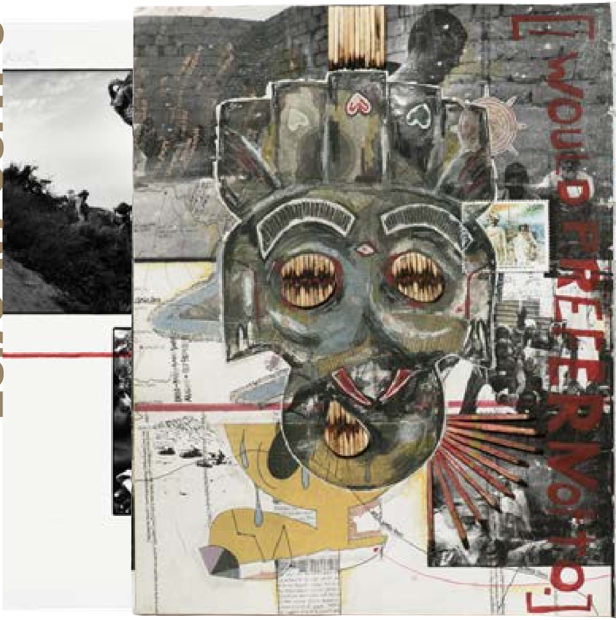
Die Arche sollte
mein Sarg oder dein Schiff
sein, erklärte er mir viele Jahre später.

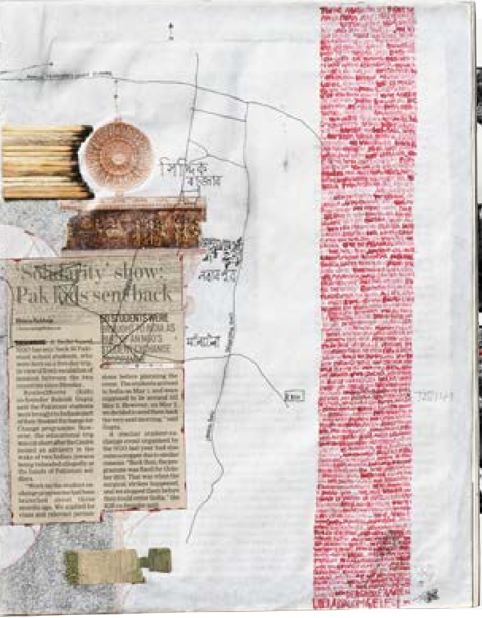
Mein Vater erzählte mir auch zum ersten Mal von Männern, die sich in derselben Region von schlimmen Träumen und schlimmen Krankheiten heilten, indem sie ihren Kopf mit einer Lösung aus heiligen Worten wuschen. Sie schrieben Koranverse auf hölzerne Tafeln, wuschen diese Tafeln in einem Eimer, bis die Tinte sich im Wasser aufgelöst hatte, und strichen sich damit über die Stirn. Wolf gelingt eine ähnliche Epiphanie, nur dass er die umgekehrte Chemie einsetzt:

Unsere Alpträume und Ängste werden im Leben Anderer eingefangen. Dann bietet Wolf sie uns durch Offenbarung – eine magische Praxis, die er nie aufgegeben hat – in Gestalt übernatürlicher Stärke, göttlicher Weisheit und zeitloser Gnade an. Sie strömen zurück vom Licht auf eine Emulsion aus schwarzweißen Bildern – und in seinen jüngsten Arbeiten aus Schriftzügen und Kaligraphien. Vom Sarg zum Schiff, die Fotografie ist wahrhaftig, Auge in Auge.

23.70' N / 90.41' 0

Geladen: In den alten Gassen von Dhaka, Bangladeshs rasant wachender Slummetropole am Ufer des verseuchten Burigonga, leben Muslime, Hindus und Christen dicht an dicht zusammen. Hier vergeht kaum ein Tag ohne Provokation, Zerstörung und Mord. Religiöse, soziale und politische Motive bilden ein unauflösbares Knäuel. Der Hauptkonflikt: Bengalische Hindus werden seit dem Unabhängigkeitskrieg von 1971 als „Verräter“ diskriminiert. Ihre heutigen Gegner, gut vernetzte Islamisten, haben in Old Dhaka eine willkommene Basis gefunden. Zu Ramadan lassen sie hier mehr Korane drucken, als es Macheten in Ruanda während des Völkermords gab. Gandhis Ideale sind so weit weg wie die königliche Weisheit des verehrten Elefanten. Es ist wie in Hermann Melvilles Erzählung „Bartleby, der Schreiber“: Die Gründe für Bartleby, das Gebotene zu verweigern, liegen im Dunkeln. Aber alles steuert unaufhaltsam auf die nächste Eskalation zu.

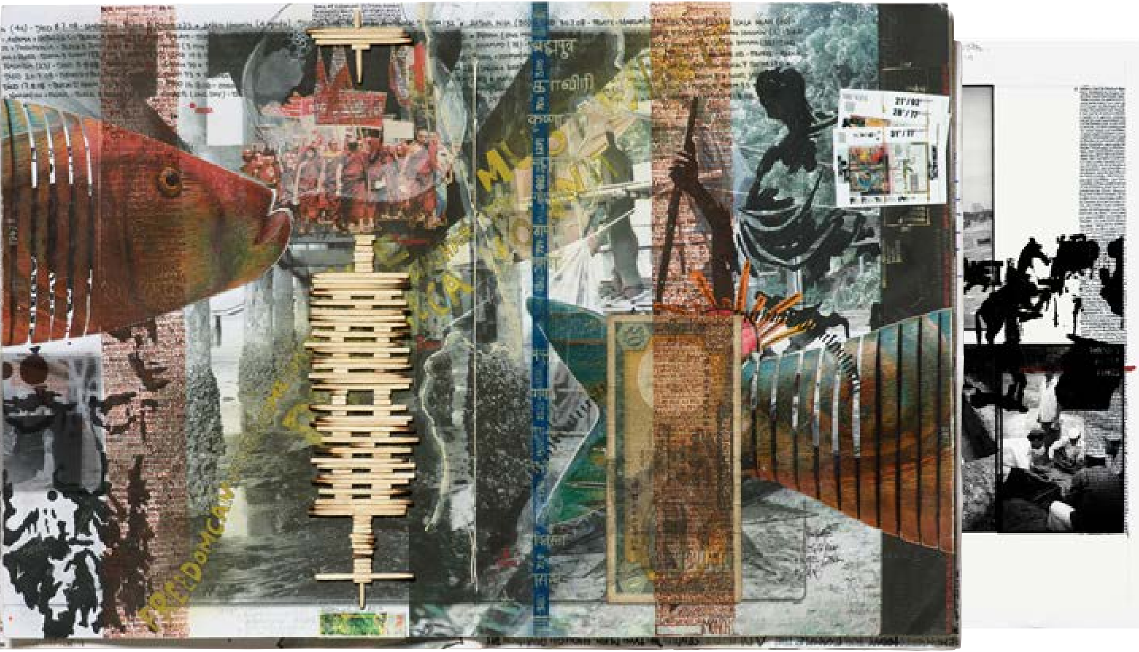

[I WOULD PREFER NOT TO]


'Solidarity' show: Pak kids sent back

Kutupalong

21.30’ N / 92.12’ O

Gestrandet: Unweit des offiziellen Kutupalong Flüchtlingslagers in Bangladesh steht am Naaf River, der Grenze zu Myanmar, eine Ruine, die sie „Brücke“ nennen. Was nach Hoffnung klingt, endet im Fluss und taugt nur als Anleger für illegale Boote, übervoll mit vertriebenen Rohingya vom anderen Ufer. Die Rechtlosen waren schon 2008 auf beiden Seiten nicht gewollt. Viele hausten unversorgt in wilden Lagern am Fluss. Namen von Toten sind wie Vorboten eines Völkermords in die Pfeiler geritzt. Der Ort macht die ganze Zerrissenheit des indischen Subkontinents deutlich. Schon Tahore ahnte das, als er Gandhi schrieb, die Idee der Gewaltlosigkeit garantiere keinen Frieden, wenn sie an die Macht komme. In Gandhis Ashram in Noakali, ein paar Stunden nordöstlich von Kutupalong, steht eine halbfertige Statue des Gründers. Doch statt ihn und seine Visionen ehren zu können, müssen dort immer mehr Flüchtlinge, Verarmte und Zerstrittene aus der Region versorgt werden.

THIS
NQU
AND